

**Predigt am 4. Sonntag nach Trinitatis,
19. Juni 2016 im Universitätsgottesdienst in der St. Johanneskapelle Münster
Professor (em.) Dr. Jörg Viktor Sandberger**

1

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder, meine Lieben,
zu Beginn möchte ich ein Gedicht vortragen, das mir viel bedeutet.
Dietrich Bonhoeffer hat es im Juli 1944 in seiner Tegeler Gefängniszelle niedergeschrieben.
Wer bin ich?

Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich träte aus meiner Zelle
gelassen und heiter und fest,
wie ein Gutsherr aus seinem Schloss.

Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich spräche mit meinen Bewachern
frei und freundlich und klar,
als hätte ich zu gebieten.

Wer bin ich? Sie sagen mir auch,
ich trüge die Tage des Unglücks
gleichmütig, lächelnd und stolz,
wie einer, der Siegen gewohnt ist.

Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen?
Oder bin ich nur das, was ich selbst von mir weiß?
Unruhig, sehnüchtig, krank, wie ein Vogel im Käfig,
ringend nach Lebensatem, als würgte mir einer die Kehle,
hungernd nach Farben, nach Blumen, nach Vogelstimmen,
dürstend nach guten Worten, nach menschlicher Nähe,
zitternd vor Zorn über Willkür und kleinlichste Kränkung,
umgetrieben vom Warten auf große Dinge,
ohnmächtig bangend um Freunde in endloser Ferne,
müde und leer zum Beten, zum Denken, zum Schaffen,
matt und bereit von allem Abschied zu nehmen?

Wer bin ich? Der oder jener?
Bin ich denn heute dieser und morgen ein anderer?
Bin ich beides zugleich?
Vor Menschen ein Heuchler
und vor mir selbst ein verächtlich wehleidiger Schwächling?
Oder gleicht, was in mir noch ist, dem geschlagenen Heer,
das in Unordnung weicht vor schon gewonnenem Sieg?

Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott.
Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott!

2

Auch mich treibt die Frage um: wer bin ich? Sie lässt mich täglich, stündlich nicht los. Denn ich sage ja mit allem, was ich rede und tue, wie ich mich gebe, kleide, auf andere zugehe oder mich zurückhalte, mit dem allem sage ich immerzu, ob ich will oder nicht, wer ich bin. Das Leben selbst nötigt mich ständig, mich zu erkennen zu geben, auch wenn da meist viel unter Konventionen verborgen bleibt und ich meine Rollen gelernt habe. Dann lässt mich auch die Frage nach dem Echo meines Tuns nicht los. Was sagen die Leute; meine Freunde, meine Nächsten? Wie stehe ich da? Daneben die eigene Perspektive: Was kann, was muss ich mir selber sagen?

Ein gutes Echo versetzt in Hochstimmung- etwa: Du bist ja so bewundernswert souverän und so beneidenswert authentisch - Muss ich mir aber sagen oder sagen lassen, Du warst in der gestrigen Auseinandersetzung aber gar nicht souverän, dann kann mir dies den Schlaf rauben. Darum bleibt es dabei: ich will davon leben, dass mir gute Antworten gelingen.

Wer bin ich? Die Frage treibt mich um, setzt mich unter Druck, macht mich unfrei.
Souveränität fehlt dann in einem tieferen Sinn.

Bonhoeffers Gedicht endigt mit zwei knappen Zeilen, die sich erstmals reimen. Nun kommt alles ins Reine durch eine radikale Wende. Die bedrängende Frage verliert ihre Bedeutung. Sie ist für Bonhoeffer nun nur ein „einsames Fragen“ das mit ihm Spott treibt.

„Wer ich auch bin ...“ Das spielt jetzt keine Rolle mehr.
„Du kennst mich, dein bin ich“, Du sagst, wer ich bin. Das macht mich frei. Ich habe nun den Rücken frei, zu tun, was unter die Hand kommt.

Bonhoeffer meint im Kontext seines Gedichts: „Wenn man völlig darauf verzichtet hat, aus sich selbst etwas zu machen - sei es einen Heiligen oder einen bekehrten Sünder oder einen Kirchenmann, einen Gerechten oder Ungerechten, einen Kranken oder Gesunden, wenn man in der Fülle der Aufgaben, Fragen, Erfolge und Misserfolge Erfahrungen und Ratlosigkeiten lebt, dann wirft man sich Gott ganz in die Arme...Wie sollte man bei Erfolgen übermütig oder an Misserfolgen irre werden?“ Nicht mehr umgetrieben von der Frage: wer bin ich? sind mein Herz und mein Verstand frei nach Wegen aus Krisen zu suchen.

Ich wurde gefragt: Was macht den Christen zum Christen? Eine evangelische Antwort lautet: der Glaube. Doch was heißt glauben? Die Sätze des Glaubensbekenntnisses unterschreiben? Sag mir mit einem Wort oder wenigstens in zwei klaren verständlichen Sätzen, was Glauben heißt! Ich habe geantwortet: „wer ich auch bin, du kennst mich, dein bin ich, o Gott!“ Auch wenn das Wort „glauben“ nicht vorkommt, diese Worte sagen was Glauben ist:
„Gott sagen lassen, wer ich bin.“ Dieser Glaube macht frei souverän und authentisch.

Nun nehme ich einen Szenenwechsel vor: vom Gedicht aus der Gefängniszelle in der Sprache unserer Zeit zum Brief des Apostels Paulus an die Christen im antiken Rom. Wir hören noch einmal in der Übersetzung der neuen Zürcher Bibel den heutigen Predigttext, ergänzt durch vorausgehende Verse, die die Situation in den römischen Hausgemeinden beleuchten.

(Römer 14,1-6.10-12)

(1) Den im Glauben Schwachen nehmt an und lasst es nicht zum Streit über verschiedene Auffassungen kommen! (2) Der eine glaubt alles essen zu dürfen, der Schwache aber isst nur Pflanzliches. (3) Wer isst, soll den nicht verachten, der nicht isst; wer aber nicht isst, soll den nicht richten, der isst; denn Gott hat ihn angenommen. (4) Wer bist du, dass du eines anderen Diener richtest? Seinem eigenen Herrn steht oder fällt er. Er wird aber stehen, denn der Herr vermag ihm Stand zu geben. (5) Der eine macht einen Unterschied zwischen den Tagen, für den anderen sind alle Tage gleich. Jeder aber bleibe seiner Überzeugung treu. (6) Wer einen bestimmten Tag beachtet, der tut es vor dem Herrn. Und wer isst, der isst vor dem Herrn, denn er dankt Gott dabei. Und wer nicht isst, der tut auch das vor dem Herrn und dankt Gott ebenfalls. (10) Du aber, was richtest du deinen Bruder? Und du, was verachtest du deinen Bruder? Wir werden alle vor dem Richterstuhl Gottes treten müssen. (11) Denn es steht geschrieben: So wahr ich lebe, spricht der Herr, mir wird sich beugen jedes Knie und jede Zunge wird sich zu Gott bekennen. (12) Es wird also jeder von uns für sich selbst Rechenschaft ablegen müssen vor Gott.

War das wirklich ein Szenenwechsel? Wie traurig vertraut sind uns doch diese Auseinandersetzungen über Frömmigkeitsstile und Überzeugungen. Wie tröstlich, dass es schon unter den ersten Christen Spannungen gab und Spaltung drohte. Für einen Teil der Gemeinde bedeutet Freiheit alles. Man berief sich auf Paulus: „alles ist euer, alles ist erlaubt“. Ohne Skrupel aß man Fleisch und machte keinen Unterschied zwischen besonderen und gewöhnlichen Tagen. Man warf den andern vor, zu sehr an alten Traditionen zu hängen und darum schwach im Glauben und rückständig zu sein. Für den anderen Teil der Gemeinde sind Gebote und Ordnungen alles. Sie fragten, was gilt bei Gott als rein und unrein, außen darum kein Fleisch, hielten sich an die Vorschriften für besondere und gewöhnliche Tage und warfen den andern vor, ihrem Glauben fehle es an Ernst. Wir sehen, in Rom wurde gestritten.

Heute kennen wir ähnliche Reibereien zwischen den Historisch-Kritischen und den Bibeltreuen, zwischen den Modernen und den Traditionalisten. Und heute wie damals verachteten die freiheitlich Progressiven die Rigoristen: „Ach, diese Engstirnigen, Ewig-Gestrigen.“ Die konservativen Traditionalisten dagegen verurteilen ihre Gegner: „Die verraten das Heilige an den Zeitgeist.“ Nur zu gut kennen wir diese „Richtungsstreitigkeiten.“

Paulus geht nun aber auf die Themen dieser Kontroversen gar nicht ein. Er spricht kein Machtwort zugunsten der einen oder der anderen Seite. Er arbeitet auch nicht an einem Kompromiss. Er will nicht Frieden um jeden Preis. Er sieht, wie im Streit der eine Teil der Gemeinde den andern verachtet und wie dieser umgekehrt seine Gegner verurteilt. Wer verachtet und wer verurteilt mag gute Gründe haben, aber er ist dabei unfrei, auf keinen Fall souverän; denn er wird von der Frage: wer bin ich? umgetrieben. Er sucht Selbstbestätigung und will sich und anderen zeigen, dass er auf der richtigen Seite ist. Deshalb muss er die auf der anderen Seite klein machen. Wenn ich Gott sagen lasse, wer ich bin, kann ich den anderen weder verachten noch verurteilen, ich werde ihn annehmen wie auch Gott ihn angenommen hat; denn auch bei ihm sagt Gott, nicht ich, wer er ist.

Doch wer ist das eigentlich Gott? Niemand hat Gott je gesehen.

Dennoch stellen sich mir Bilder ein vom Vater, vom König, vom Herrn und Richter. Da sehe ich auch Rembrandts Gemälde „Der verlorene Sohn“ in der St. Petersburger Eremitage vor mir. Der Sohn, kniend von hinten zu sehen, birgt sich im Schoß des barmherzigen Vaters, der ihm seine Hände auf den Rücken legt und so an sich drückt. „Du bist mein.“ Mir geht auf: „Dein bin ich, o Gott!“

Paulus gebraucht bei den Christen in Rom andere Bilder, die nicht nur mir Unbehagen bereiten. Sie sind durch den heutigen Sprachgebrauch belastet und eingetrübt. Paulus sieht den Christen als Diener in einem besonders nahen Verhältnis zu seinem Herrn, der allein über ihn befindet. Der griechische Text spricht eigentlich von einem Haussklaven. Aber Gott ist doch kein Sklavenhalter? Er ist bei Paulus auch noch ein Herr, ein Universalherrschер, der will, dass vor ihm sich jedes Knie beugt. Da stellen sich Bilder ein von knienden und hingestreckten Menschenmassen, die sich unterwerfen. Der Begriff Herr und Herrscher riecht doch immer nach böser Macht und Gewalt, nach Despotismus. Dass es auch die gute Macht der Liebe gibt, wird dann leicht vergessen. Kein Wunder, dass manche beim Schlusssegen im Gottesdienst lieber sagen: „Gott segne dich und behüte dich.“ als „der Herr segne dich und behüte dich.“ Glaube soll doch nicht ein anderes Wort für Unterwerfung sein.

Das Bild vom strengen Richter auf seinem Richterstuhl erscheint unvereinbar mit Rembrandts Bild vom barmherzigen Vater. Oder müssen wir an eine zeitliche Abfolge denken. Erst bringt mich der barmherzige Vater auf einen guten Weg, aber am Ende des Weges wird mir vorgehalten, was ich versäumt habe und was ich Gott und dem Nächsten schuldig geblieben bin. Bekanntlich hat diese Vorstellung Luther in Höllenängste und Gotteshass getrieben. Die Vorstellungen von Gott als Sklavenhalter, als Herr und Herrscher stoßen heute auf Skepsis, der Richter aber wird kaum noch wirklich ernst genommen.

4

Diese Sprachschwierigkeiten sind in dem Gedicht „Wer bin ich?“ überwunden. Wenn ich vom Bann dieser Frage befreit Gott sagen lasse, wer ich bin, dann glaube ich. Radikaler und totaler als so kann ich ihn nicht anerkennen und diese Anerkennung bedeutet dann nicht Unterwerfung, sondern Freiheit, Souveränität.

Paulus spricht bei den Christen in Rom Alltagsprobleme an. Daneben finden sich plötzlich Sätze, die wir von Traueranzeigen und von Beerdigungen her sehr gut kennen. „Keiner lebt sich selber und keiner stirbt sich selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn, darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.“ Diese Worte gehören zu den bekanntesten Paulusworten. Sie gehen über den Alltag weit hinaus, dringen vor zu Letztem und Tiefstem, zu dem was unbedingt angeht, nämlich Leben und Tod. Gefühle gehen hier als Lebensfreude und Todesangst weit auseinander. Paulus aber rückt Tod und Leben eng nebeneinander, als wäre da gar kein Unterschied mehr. Darum, ob wir leben oder sterben, wir

sind so oder so des Herrn und darauf kommt es an. Das macht diese Worte so tröstlich.
Wirklich?

Denn was heißt „dem Herrn leben“? Wie soll das im konkreten Leben vor sich gehen? Und wieder hilft die Sprache des Gedichts. „Dem Herrn leben“ heißt, ihn sagen lassen, wer ich bin und dem Herrn sterben heißt, auch dann, wenn ich gar nichts mehr zu sagen habe, noch im Sterben und im Tod ihn sagen zu lassen, wer ich bin. Noch einmal: Ob ich lebe oder sterbe, du kennst mich, dein bin ich, o Gott! Amen.